

Der Spaziergänger

Richard Jilka

Von Kindheit an, vielleicht konnte deshalb aus Reinhard nichts Brauchbares werden, empfand er die in einem geschlossenen Raum verbrachten Stunden als verlorene Zeit. Im Kindergarten, später in Schulzimmern beschlich ihn unweigerlich das quälende Gefühl, Wichtiges zu verpassen. Der Knabe konnte sich der Empfindung nicht erwehren, als verginge das eigentliche Leben draußen, beginne hinter der Türe die eigentliche Wirklichkeit. Jenseits der Fenster scheint die Sonne, wachsen die Blumen, lärmten die Vögel des Himmels, sogar Getier oder fremde Menschen könnten einem dort draußen begegnen. Zwar dringt vom Atem des großen Wechsels der Jahreszeiten auch einiges in die Räume, aber in ihnen entgeht einem der Vergänglichkeit zitternder Augenblick. Abgetrennt von der sich dort draußen unaufhörlich wandelnden Wirklichkeit vergehen zahllose Augenblicke eines Tages, deren jeder doch unwiederbringlich da ist, unbeachtet. Ungehört geht das Säuseln der Winde, das Rauschen der Blätter verloren. Abgesondert in den Räumen entgehen einem Hitze und Kälte, das zittern des Grases im Windhauch, die sich laufend verändernden Düfte und glitzernden Farben im wechselnden Licht. Da draußen, so empfand träumend der Knabe, ereigne sich Einzigartiges: dort vergehe die köstliche Zeit. Wurde man endlich entlassen und durfte hinaus, war das Meiste schon vorbei. Die Trauer um die in den Räumen versäumte Zeit brannte eine bleibende Wunde in sein kindliches Gemüt. Der Eindruck, vom eigentlichen Leben bloß einen Abglanz zu erhaschen, erweckte in ihm eine bleibende Sehnsucht, die ihn aus den geordneten Räumen hinauszog, so daß er bereits als Knabe begann, in die andere, die entgegengesetzte Richtung zu gehen. Während seine Schulkameraden in ihren freien Stunden miteinander auf den Straßen des Städtchens ihr Vergnügen fanden, ging Reinhard hinaus auf die Felder & Weiden in Richtung Wald. Was er damals noch nicht wußte oder gar beabsichtigte, denn eigentlich suchte er auf seinen Abwegen abenteuerliche Begegnungen, auf solchen Gängen bleibt man allein. Jeder Spaziergang ist auch eine Flucht vor gesellschaftlichen Zumutungen.

An die Fluchten seiner Jugend erinnerte sich Reinhard, denn das Amt hatte bei ihm angerufen. Allemal fuhr ihm das dumpfe Ringen unter die Haut und schreckte ihn auf. Warum besaß er auch dieses vermaledeite Telephon samt Anrufbeantworter? Warum hatte er diese Strippe zur anderen Welt, dies Einfallstor für Zumutungen aller Art inmitten seiner Hütte, nicht längst gekappt? Das Amt also hatte bei ihm angerufen, genauer Eddy, der auf dem Liegenschaftsamt, einer Abteilung des Amtes, saß. Eddy hatte Arbeit für

Reinhard. Das war zweifellos ein freundliches Angebot. Aber der Frühling stand vor der Tür. Lange hatte Reinhard den Frühling erwartet, der diesmal lange, viel zu lange mit dem Frost gerungen hatte. Endlich gewann er Oberhand und kündigte sich an. Und da sollte Reinhard in ein Büro gehen, um während der schönsten Monde des Jahres eine Ausschreibung vorzubereiten, damit die Reinigung der zwölf zum Amt gehörenden Gebäude gemäß der neuesten Gesetze europaweit zur Arbeit angeboten werden konnte? Deshalb sollte er auf diesen Frühling verzichten? Durfte er so fahrlässig mit seinen Frühlingen umgehen? Besonders viele Frühlinge hatte er nicht mehr zu erwarten. Wie die anderen Leute, die ihre Frühlinge verschwendeten, als hätten sie deren überzählige auf Lager, ihr Leben aushielten, war ihm ohnehin unbegreiflich. Nach seiner Überzeugung mußten sie erkranken. Ihnen war nicht zu helfen. Aber wie konnte er, der so schlecht Nein sagen konnte, selber dieser Zumutung entgehen? Das Amt störte seine Pläne, denn es gab für ihn doch so viel Wichtiges zu tun! Seinen Garten bestellen, die Knospen beobachten, Blüten belauschen, Spaziergänge und Radtouren unternehmen, zahllose Sonnen, Winde, Lichter erwarteten ihn. Vielleicht ergab sich diesmal sogar das eine oder andere Gespräch unter schattigen Platanen? Die Anfrage des Liegenschaftsamtes lag wie ein Wak-kerstein in seinem Magen und es schrie in seinem Hirn; darin schreit es, wenn Einem Freiheit genommen werden soll. Reinhard rang mit sich, wahrlich, er rang mit sich. Was tun? Wenn er dem Amt jetzt absagen, es somit vor den Kopf stoßen würde, war womöglich in Zukunft vom Amt wenig zu erwarten. Und seine Zukunft war so wie jede Zukunft: ungewiß. Es war nicht abzusehen, wann man welche Hilfe vom Amt brauchen würde. – Dennoch und trotzdem: Jetzt mußte er vorsorglich auf die Hilfe vom Amt verzichten und sich ganz & gar zu seiner Lebensführung bekennen, die sowieso von Amtswegen nicht vorgesehen war. Sein entschiedenes Nein würde er nun offen sagen und sich dem Amt erklären müssen. Aber wie? Er wollte die auf dem Amt doch nicht durch allzu große Ehrlichkeit verunsichern oder gar kränken. Eine glaubhafte Ausrede mußte her. Aber eine Arbeitsabsage von einem Kauz, der meist sowohl unbeschäftigt wie mittellos war, war den Andersartigen schwer verständlich zu machen. Gewiß bedurfte auch er des Geldes, jedoch nicht des Büros. Und er war entschlossen, sich den bevorstehenden Frühling unter keinen Umständen wegnehmen zu lassen. Das Büro paßte nicht zu seinen Vorhaben, denn er hatte doch so viel zu tun. – Das war es! Genau das würde er angeben, um sein tief empfundenenes, aber für das Amt unverständliches Nein zu begründen. Obwohl er nun eine glaubhafte Ausrede parat hatte, kostete es ihn Überwindung, dem Amt zu widersprechen. Also redete er sich Mut zu: es sei ihm gleichgültig, wenn das Amt mit dem Entzug jeder zukünftig wohlmöglich erforderlichen Hilfe drohen würde; sollten die auf dem Amt doch machen,

was sie wollten; er tat es ja auch. Sein Entschluß stand fest. Er hatte zu viel zu tun, um zu arbeiten.

Es war geschafft! Reinhard hatte telephonisch abgesagt. Wiedereinmal gönnte er sich einen Frühling. Und jedes Mal, wenn er auf seinen Spaziergängen bei Knospen oder Blüten verweilen, Schafe, Kühe, Pferde oder Esel beobachten, im Schatten oder in der Sonne liegen, auf Wind oder Regen lauschen würde, dann wäre er nicht nur deshalb glücklich, sondern obendrein würde ihn beglücken, nicht auf dem Amt zu sein. Sogleich nach dem Telephonat machte er sich auf den Weg, um sein frisch errungenes Glück zu erproben. Neben seiner Hütte in der ersten besten Hecke lärmten Spatzen hin & her, balgten auf & ab im kahlen Geäst: zwei hatten sich gefunden & zusammengetan und vertrieben den dritten. Da war es schon, das Leben, im Büro verpaßt man's. – Er nahm einige tiefe Atemzüge würzig kühler Luft. Frühling war zu schmecken! Wegen seiner überschäumenden Pracht wird Landläufig der Mai als der schönste Mond besungen. In dieses Loblied auf die Vollendung muß man nicht einstimmen, denn eigentümlich schön sind Erwartung und Hoffnung. Der den Winter beschließende Vorfrühling ist wundervoll, hauchzart wird in ihm die Verheißung des Anfangs offenbar. Noch ist es trostlos & trübe & naßkalt, nächtliche Fröste beißen und eisige Schauer jagen über das Land, trotzdem zwitschern eines Morgens die Vögel überraschend frisch und munter. Tage später, ansonsten scheint alles unverändert, da! neben den altgedienten Schneeglöckchen stehen die tapferen Krokusse, erwacht aus dem Nichts. Jetzt wird alles gut. Wiederum vergehen gleichförmig düstere Tage, währen derer jedoch die Vögel unablässig lärmen, da leuchten plötzlich einige Grase & Moose als hellgrüne Inseln im Welken. Heimlich hat es längst schon unterirdisch begonnen, sich zu regen, zögernd tritt es nun hervor und zeigt sich der Sonne. Das Grau schwindet und schleichend kehren die Farben wieder. Da & dort ragen aus der Erde die Lanzen saftiger Halme, täglich schwellen sie an, über Nacht kommen neue hinzu. Bedächtig entfalten daniederliegende Pflanzen wieder ihre eingeschrumpelte Gestalt, räkeln ihre Stengel und Blätter in die Luft. Rotbraune Knospen & weiße Kätzchen prangen an den Sträuchern, bald lugen grüne Zungen aus allen Winkeln im Gezweig. Unter zartgrünen Deckblättern schimmern die werdenden Blüten von Hyazinthen, Osterglocken oder Tulpen. Den Narben am dornigen Geäst entkeimen rote Triebe, zukünftige Rosen. Das große Erwachen hat begonnen! Gemächlich entfesselt sich das Leben. Wochenlang wird nun jeder Tag unbeschreiblich viele Neuigkeiten und eine andauernde Folge flüchtiger Besonderheiten wiederbringen, zu unserem Erstaunen. Das Füllhorn öffnet sich. Alles wird sichtlich vom Werden erfaßt, Luft, Pflanzen, Getier, sogar Menschen sind wieder voll Hoffnung auf die Erfüllung eines alten Versprechens. Als bald bersten Blüten gelb, weiß, blau, rot auf den Wiesen und Weiden und in den Gärten. In den Monden der Ver-

heißung, mag es auch drein regnen, stürmen, graupeln, erscheint die Welt von Tag zu Tag frischer, kräftiger, bunter, freundlicher, wärmer, üppiger. Langsam schwillt das Wunder aus Farben & Düften & Klängen gewaltig an zu einer brausenden Symphonie, die krönt blendend grün wie am ersten Tag der Mai. Dann ist das Meiste schon geschehen, die Blumenuhr weit fortgeschritten, teils abgelaufen. Der entfalteteten Fülle steht der erste Schnitt bevor, der rasiert die Pracht hinweg. Nein, der Mai ist kein Anfang, sondern ein Ende wie jede Erfüllung. Ein paradiesischer Augenblick bloß. In ihm bleibt nichts mehr zu erwarten, die schönste Zeit ist vorbei. Wiedereinmal endigt die Hoffnung in der Routine des Sommers.

Was tun? – Aus Weltrevolutionen wird notorisch Nichts. Statt dessen könnte man Erdbeeren einmachen, um mit ihnen im Winter den Tee zu süßen. Aber wären die Beeren rot gewesen, hätte Reinhard sie sogleich aufgegessen. – Was lohnt sich also? – Der Spaziergang. Ein Spaziergang bleibt unter allen Umständen lohnenswert, er trägt seinen Lohn in sich, denn er ist gut verbrachte Lebenszeit. Selbstverständlich ließe sich statt dessen die gegebene Zeit auch produktiv verbrauchen. Aber wie und wo und warum? In welcher Werkstatt? Welchem Büro? Anstatt in einer der vielen Blasen im Nichts bist du auf einem Spaziergang mitten in der Welt froh. – Wohin gehen? Nun, es gibt viele verschiedene Möglichkeiten: Zunächst hinaus aus der Hütte. Um möglichst niemandem Rede stehen zu müssen, linksherum den kürzesten Weg zum Dorf hinaus den Hügel hinab. Vor der Brücke über den Bach im Sifen führt rechts ab ein Pfad durch das Wäldchen hinauf zum Forstweg und am Forsthaus vorbei zurück ins Dorf. Auf dieser allzeit erfrischenden Runde durchs Gebüsch sind Begegnungen kaum zu befürchten. Wird aber die Brücke überschritten, geht es rechts den Bach entlang an der Mühle und dem Fischerhaus vorbei durch ein Gehölz hindurch den asphaltierten Weg bergauf, oder rechts den Feldweg am Waldrand entlang, oder unterhalb an den Fischteichen vorbei, jedenfalls nach Krähwinkel hinauf. Dort oben geht es linksherum im weiten Bogen über die Weiden und an den Musterhäusern vorbei durch das große Dorf hindurch und wieder linksherum den Hang hinab, zurück über den Bach und hinauf zur Hütte. Ein Dorf westlicher den Hang hinab gewährt ein etwas längerer Rundgang einen Fernblick auf die Bergkegel am Fluß. Über den Asphaltweg nach Krähwinkel hinaufgekommen geht es auch rechtsherum gleich wieder ins Tal hinab, am Waldrand oder den Fischteichen vorbei schnell zurück. Oder den weiteren Bogen gewählt, durch das östliche Tal hindurch an der Schrebergartensiedlung vorbei und wieder hinauf und vor dem nächsten Dorf entweder gleich rechts durch den Wald zurück am Fischerhaus vorbei – oder links durch das Dorf hinter dem Altenheim hindurch über die Höhe hinweg auf den Forstweg durch den Hochwald am Forsthaus vorbei zurück ins Dorf. Oder, den Forstweg über-

querend, hinter dem folgenden Dorf den bewaldeten Hang hinunter zu den Teichen bei der Burg, denn am Wasser ist gut sein. Bis dorthin kommen nur ausnahmsweise die Leute mit den Hunden, also beinahe Niemand. Die Teiche rechterhand entlang zweigt bald ein Pfad ab und schlängelt sich zum Forstweg empor, um über ihn wieder heimzukehren, oder doch lieber weiter längs der Teiche bis zur Straße, die zum Dorf hinauf führt, jedoch auch überschritten werden kann, um oberhalb der Fernstraße, von der die Dorfstraße abzweigt, den Waldhang querend zum alten Kirchweg zu gelangen, der ebenfalls ins Dorf zurückführt. Vorne zum Dorf hinaus vor dem Kreuz der Gefallenen und der Kapelle des Heiligen Laurentius biegt die Straße nach links, aber geradeaus verläuft der Feldweg zwischen den Weiden über die Höhe am Kapellchen, wo der alte Kirchweg mündet, vorbei in den Wald; über den Grad geht es weiter zur Teufelskiste, von dort die Bruchkante hinab, hurtig über die Fernstraße hinüber in den Auwald am breiten Bach. Dort spielen die Schatten der Felsen mit Farben und Licht im Wasser. Straßenlärm befleckt diesen Traum von Unberührtheit. Anstatt über den Grad zur Teufelskiste geht es auch über den Feldweg hinab an der Wüstung, drei alte Eichen und Bruchsteinmauerresten blieben von dem Bauernhof, vorbei und unten rechtsherum den Bach entlang zur Brücke, hinüber und hinauf zurück in die Hütte. Alle Wege verdoppeln sich, wenn sie in entgegengesetzte Richtung begangen werden. Außerdem können die verschiedenen Runden auf unterschiedliche Weise miteinander verbunden oder ein allesamt umfassender Bogen von mehreren Stunden Fußweg geschlagen werden. Ergänzend kann der breite Bach, an dem entlang die Fernstraße verläuft, nach Süden überschritten werden, um den gegenüberliegenden Waldhang hinauf und hinab diesen oder jenen Pfad oder durch das nächste Kirchdorf hindurch ausgedehnte Runden zu gehen. Jenseits des Kirchdorfs beginnt auf breitem Hügelrücken ein für die Verhältnisse in der Gegend dort oben weitläufiges, nur von vereinzelt kleinen Dörfern unterbrochenes Waldland, in dem sich der Wanderer einen oder zwei Tage lang verlieren kann. Nach Norden oder westlich zum Fluß hinab empfiehlt es sich nicht aufzubrechen, denn unterhalb der Gegend dort oben beginnt eine dicht besiedelte Werkstättenlandschaft. Und überhaupt soll ein alter Bauer sterbend gesagt haben, *unser Leben sei eigentlich zu kurz, um das eigene Dorf zu verlassen.*

Auch der Spaziergänger versucht, wo anzukommen. Den gesuchten Ort nennt man Heimat. Wo er liegt ist unbekannt, vermutet wird er irgendwo in der Landschaft U-Topos. Irgendwo in der Lektüre kann er ebenso gesucht werden wie im Wald, in den Werkstätten, im Alk oder an den Brüsten der Weiber. Der Spaziergänger ist einer der Flüchtlinge auf der Suche nach der verlorenen Heimat. Ihm verwandt ist der Wanderer, der macht jedoch den

Eindruck, ein Ziel oder doch eine Richtung zu haben, weil er größere Kreise begeht.

Auf wechselnden Wegen beschrieb Reinhard schließlich und endlich die immer gleiche Runde. Sollte es nichts Neues unter der Sonne zu entdecken geben? Doch, es erneuert sich andauernd! So wie es ist, wird es nie mehr werden, es jetzt zu erleben läßt sich nicht vertagen, denn genau genommen sind Wiederholungen unmöglich. Bei jeder Runde ereignet sich die Wiederkehr des Einzigartigen aufs Neue, stündlich erscheinen Licht, Luft, Wolken wie niemals vordem und nachher. So lange Einer sich an das Hiersein nicht gewöhnt hat, bleibt es wunderlich und jeder seiner Spaziergänge erneuert das einzigartige Erlebnis der Begegnung mit dem immer Gleichen überraschend frisch und staunenswert. Im andauernden Wandel erscheint zwar alles sonderbar vertraut, aber zum Greifen nahe bleibt es doch unfaßbar fern. Bei jedem Umlauf entgeht Einem unsagbar Viel. Der ungenügende Annäherungsversuch muß demnächst erneut gewagt werden, da wieder Wesentliches verpaßt wurde. Offenbar hören die Bäume Musik, denn sie tanzen, drehen sich, wirbeln ihre Äste um sich herum und gen Himmel; sollten die Büsche singen? Und die Blumenkelche – beten? Die Gräser jedenfalls lächeln, die Hügel & Hänge wallen und weben in wechselndem Kleid und aus dem farbigen Blinken der Wassertropfen winkt mitunter ER selbst. Merkwürdig angenehm ist die Freude, wahnsinnig zu werden beim Anblick einer Amsel, die einen Wurm aus der Erde zieht, der Frösche, die in der Pfütze ihr schattiges Reich bewohnen, der Vögel des Himmels, die allzeit ihre Früchte und Vergnügungen finden. Wenn auch der beglückende Wahn, in der Welt beheimatet zu sein, selten vollkommen gelingt, bleiben Bussarde, manchmal ein Milan, selten ein Falke, die sind in der Gegend übriggeblieben von den freien Räubern, neidischer Bewunderung wert. Wodans Vogel, der Rabe, kommt auch dort oben nicht mehr vor, aber abseits der Wege in den Feldern stolzieren die Krähen wie ehedem und demnächst, als hätten & würden sie all unsere Umstände überdauern. Als wäre nichts geschehe, werden sie auch nachher, wenn der Staub unserer Zeit verweht ist, hier sein. In Rindern und Pferden stehen Ideen ebenso so lebendig vor uns wie dazumal vor Leonardo oder Petrarca oder Platon oder Pindar oder dem Ötzi oder dem Höhlenmaler oder dem Kind von der Wüstung ... immer sind sie so. Wenn auch nicht genau so, so klebt doch andauernd das gleiche Moos vor unserer Nase an der Zeitmauer. Sie zu übersteigen ist unnötig, denn itzt ist alles da. Mehr gibt es nicht. Unnötig ist es, neue Wege zu gehen, denn in der gegebenen Weile ist uns kaum vergönnt, die alten auszuschreiten. Auf neue Wege setzen wir unsere Hoffnung in dem Maß, in dem wir den Zugang zu unsren eigenen Wegen verloren haben. Wenn vergessen wurde, daß auf den eigenen Wegen der *wirkliche und zugleich eingebildete Ort eigentlicher Erfahrung liegt. Denn die*

Weite aller gewachsenen Dinge, die um den Feldweg verweilen, spendet Welt. Im ungesprochenen ihrer Sprache ist das Wunder erst Wunder. Jeder Spaziergang ist auch ein Suchgang. So lange jemand spazierengeht, hat er noch nicht aufgegeben, sondern ist ein Mensch, ein Suchender geblieben. Gewiß wäre es noch schöner gewesen, auf den Wegen in Begleitung eines fröhlichen Menschen im bunten Sommerkleid zu sein, um mit ihr die Begegnung mit dem Glück teilen zu können; aber danach waren damals die Zeiten nicht. Beinahe alle Menschen meinten Besseres & Wichtigeres zu tun zu haben. Jedoch war der Spaziergänger der Gemeinschaft der Menschen nicht abhanden gekommen, denn auch er ging im Kreis. Wenn er so vor sich hin ging, durch abseitige Hohlwege und Täler, Bachläufe entlang, bewaldete Hügel lockend vor Augen, überkam ihn manchmal Wehmut. Dann war ihm als könne, ja müsse er, wenn nicht heute, dann ein ander Mal, statt umzukehren andauernd weiter so gehen, den nächsten Hügel hinauf und zu Tal und wieder durch ein Wäldchen hügelhinan in die Ferne. Aber er entkam nicht *über den Fluß und in die Wälder*, sondern schlug jedesmal einen der ihm vertrauten Rundwege ein. Spätestens jenen Bach oder diesen Höhenzug überschritt er nie, sondern machte Kehrt und ging heim. Die Wehmut blieb ein süßes Gefühl der Möglichkeit.

In allen Erlebnissen lauert ein unbestimmtes Gefühl, daß, wenn es sich vor-drängt, alle Gewißeheiten unseres Hierseins untergräbt. Angst schlummert in jeder Freude. Auch und gerade die Freude ist unwirklich, in ihr huscht das Unwahrscheinliche flimmernd an uns vorbei. In der Freude erfahren wir unserer eignen Welt, die, kaum werden wir ihrer gewahr, uns entgleitet, die augenblicklich vom Untergang bedroht ist & bleibt. Unter der vertraut freundlichen Außenseite der Erlebisse schimmert, wie die Adern unter der Haut, das Grauen. Denn wir reiten tatsächlich, wie wir gerne vergessen und Friedrich es sah, auf einem Tiger. Wie wir auf seinen Rücken gekommen sind, ist unerheblich, wir sind nun einmal drauf, und er rennt zu schnell, um abspringen zu können, und bei nächster Gelegenheit, sobald er innehält oder sich umblickt, wird er uns zerfetzen. Bis dahin klammer wir uns an sein Fell. Fortgerissen in brausendem Flug überfällt uns ein berauscher Augenblick und läßt uns jauchzen vor Glück. Wir sind da! Jetzt schweben wir flüchtig über dem Abgrund. Ein Seil, von dem manchmal die Rede ist, ist dort nirgends gespannt, um eine Weile von Nirgendwo nach Nirgendwo darüber hinweg zu tanzen. Statt dessen sind wir auf die Methoden des Lügenbarons angewiesen und müssen uns, um nicht sofort abzustürzen, an den eigenen Haaren selbst hochziehen. Leider gelingt es nur ab & an vorübergehend, sich selbst wirklich gut zu belügen. Schließlich & endlich reißt auch das beste Gespinst aus Lügenseilen und wir stürzen hindurch. – Aus gutem Grund und vollkommen zu Recht wohnt im Herzen der Sterblichen Angst.

Denn wer über dem Abgrund schwebt, wird unweigerlich hineinstürzen. Besten Falls sind wir einstweilen in Sicherheit und schweben im Glück, unsrer kleinen Blüte auf einem brodelnden Meer. Jeder Blick auf Wolken, Himmel, Gestirne, Wälder, Quellen und Meere erinnert unsere Verlorenheit im Element. Der große Umlauf, der berauschte Wandel der Wiederkehr ist ein Spiel des Großen & Ganzen, aber der oder das Einzelne wird beim Umschlagen der Welle unwiderruflich zermalmt. Bis dahin klammern wir uns an den Tiger und reden ihn uns möglichst schön zahm. Aber auch während unserer flüchtigen Weile auf dem Rücken einer Schmusekatze sausen die Erlebnisse unfassbar an uns vorbei, als wären sie nicht da und hätte es sie nicht gegeben. Regelmäßig verpassen wir die uns geschenkte Zeit & Welt, bevor wir Nirgendwo ankommen. Haben wir uns vorher überhaupt bemüht, eine Weile hier zu sein, oder bloß unsere Zeit versaut? Wenn wiedereinander alle Lügenseile reißen, gibt es keine Antworten. Alles wird gleichgültig. In der Hast drängt sich die Angst vor der Leere auf & ein und flüstert: alles ist vergeblich. Eine böse Krankheit ist diese Angst, die damals wie eine Seuche umging und in verschiedenen Gestalten die Leute überfiel. Die Zeit hatte zu rasen begonnen und riß in ihrem Rasen alles mit sich fort. Nicht wenige träumten davon, und gaben sich redlich Mühe dabei, die Zeit anzuhalten, auf Tage oder Wochen aus ihr auszusteigen, um sie auszukosten, von ihr gewogen wie von den Wellen des Meers in ihr endlich zu schlafen, zu träumen, statt der Angst Raum zu gewähren hier & jetzt da zu sein. Aber ein vorübergehend tragfähiges Gespinnst zu knüpfen gelang den Wenigsten, die Vielen waren bloß unterwegs auf den Fernstraßen oder suchten auf Fernflügen die Ankunft in einer Ferne, die es nicht gibt.

Angst wohnt auch in der kleinsten Hütte, denn nicht bloß Paläste und Wolkenkratzer sind von Vernichtung bedroht. Wie wir alle, so lebte auch der Spaziergänger über seine Verhältnisse. Trotz seiner kargen Lebensführung fürchtete Reinhard den Augenblick, an dem er, weil er die Unkosten seiner Behausung nicht mehr begleichen könnte, vor den seinem Naturell feindlichen Umständen kapitulieren müßte. Dann wäre er auf die seinerzeit nach einem Hurenbock benannte Sozialreform angewiesen gewesen. Zweifellos würde man ihn dann, wenn er sich, wie von ihm zu erwarten, der an den Erhalt von Almosen geknüpften Verpflichtung zur Zwangsarbeit entziehen würde, deportieren und in einem Obdachlosenheim einquartieren. Wegen der Gerechtigkeit, wie die Mehrheitlichen ihre Strafe nennen. Dann wäre es so weit, dann würde er dem Ruf der Ferne folgen. Aber bis dahin war es unnötig, den letzten Ausweg zu suchen. Bis dahin konnte er den allgemeinen Anfechtungen zum Trotz versuchen, von Mond zu Mond am Rande des Möglichen auf seine Weise ein gutes Leben zu führen. Bis dahin konnte er getrost von all seinen Spaziergängen heimkehren. Denn seine Hütte war den

Bedürfnissen dieses Einsiedlers, der alles andere als ein Single war, wie sie damals in Scharen die Städte bevölkerten, genau angemessen. Und obwohl seine Hütte in den Augen seiner Mit- und Nebenmenschen, die sie mit ihren eigenen Behausungen verglichen, unbefriedigend ausgestattet war und ihren Ansprüchen an schönes Wohnen überhaupt nicht entsprach, hätte Reinhard sie um nichts in der Welt verändert, verbessert, wie die Leute sagten, oder gar gegen eines ihrer gewöhnlichen Einfamilienhäuser eingetauscht. Genau so, wie seine Hütte war, wollte er sie. Denn sie war schön. Die schlichte Hütte gewährte Obdach und erforderte kaum Aufwand. Ihr unaufdringlich gepflegter Garten bot allerhand Vögeln, Insekten und Kräutern, sogar Reptilien Zuflucht vor der Gewalt der Maschinen, die damals überhand genommen hatten und jede Entfaltung störten. Inmitten der Häuser im Dorf lag seine vernachlässigte Hütte mit ihrem Garten wie eine übriggebliebene Ecke vom Paradies. Niemals werden die Normalen begreifen, wie schön es bei ihm war. Wenn nach seinem Verschwinden oder Ableben einem von ihnen Hütte samt Gärtchen zufallen werden, wird er zweifellos ihre Schönheit zerstören. Denn unweigerlich wird er sie sanieren.

Bekanntlich wurden wir aus dem Paradies vertrieben. Auch Reinhard aus Altväterzeiten übriggebliebenes Anwesen trieb im lärmenden Strudel der Zeit und war umstellt von Motoren. Denn damals machten die Leute mit ihren Motoren besonders viel Lärm um nichts. Ebenso wenig wie Reinhard die Leute verstand, verstanden ihn die Leute. Wer den Umständen zum Trotz ein eigenartiges Selbst geworden war, das am Rande des Möglichen sein kauziges Glück wagte, mußte damals die Begegnung mit den gewöhnlichen Mitmenschen fürchten. Denn sie destruierten und desillusionierten auf jeden Fall. Dabei holten sie einen nicht, wie wohlwollend angenommen werden könnte und sie selber gerne vorgaben, mit Mutterwitz auf die Erde herunter, sondern sie zogen einen in etwas unangenehm zähes & klebriges hinein. In ihrem Dunstkreis war nichts gut, denn sie mußten all ihre Lebensumstände und Handlungsabläufe zwanghaft optimieren wie Motoren. Im Banne ihrer Motoren glaubten damals die Menschen unverbesserlich ans Optimieren. Wofür & Weshalb? Die entscheidende Bedeutung von Heiterkeit & Freude während der Umstände & Abläufe hatten sie vergessen, denn sie liefen ja längst nicht mehr selber, sondern ließen sich fahren. Es war schon schlimm genug, daß die mobilisierten Werktätigen nicht mehr ruhig sitzen konnten, sondern unentwegt an ihrer Umwelt herummodellern, sie zwanghaft korrigieren, eben bearbeiten mußten, aber obendrein erwarteten sie auch von ihrem Mitmenschen gleichartiges Verhalten. Aber wer sich auf ihr, also auf ein ihm fremdes Spiel einläßt, wird nach dessen Regeln verlieren. Die zum Mitspielen verlockenden Versprechungen sind wie bei jedem Teufelspakt beeindruckend. Um Glück zu gewinnen soll man nur den Spielstein Zeit einsetzen, das

ist aber die eigene Lebenszeit samt dem darin liegenden Heil. Die eigene Wirklichkeit steht also auf dem Spiel. Denn die gegenwärtig vergehende eigene Zeit soll vertagt werden, um in einer unbestimmten Zukunft, statt beglückt, begütert zu werden. Dabei wird das wirkliche Leben eingetauscht gegen ein Leben in einer Möglichkeit, deren Erfüllung von zukünftigen Spielzügen abhängt, die jedoch zweckmäßig endlos weitergehen. Der Kapitalismus ist keine Wirklichkeit, sondern eine Realität, in der, sobald Einer, von Propaganda gedrängt, die ersten Schritte in sie hinein getan und sich auf ihre Spielregeln eingelassen hat, aus einer rationalen Begründung zwingend die nächste hervorgeht. Nach wenigen Schritten ist der Mitspieler in einem fein geflochtenen Netz aus Begründungszusammenhängen verstrickt und, zu Humankapital verstümmelt, ausweglos in einem Automaten gefangen. Dann hat er seine Zeit verspielt und steckt im Käfig der Zwänge. Wer sich die Erinnerung an Freude und Heiterkeit bewahren will, tut gut daran, solche Gesellschaftsspiele möglichst zu meiden und auf Spaziergänge zu entweichen.

Entlang des Feldwegs lag Holz gestapelt. Zwei braune Flecken huschten über die seitlich hervorstehenden Enden der Scheite. Da waren sie beide! Bisher hatte der Spaziergänger sie nur einzeln gesehen, wenn allmorgendlich das wallnußbraune oder das kastanienbraune Eichhörnchen auf seiner Runde auch Reinhardts Garten besuchte, unter dem Haselnußstrauch kramte, im Kompost stöberte, auf den Apfelbaum kletterte, von dessen Stamm in das an einem Ast hängende Vogelhaus sprang, um hurtig Haferflocken zu naschen, sich bald zickzack über die Wiese trollte und in der Hecke verschwand. Flink ist es, und doch ohne Eile, oft witternd verharrend, aufgerichtet aus schwarzen Perlenaugen um sich spähend, vieles prüfend, beschnüffelnd, benagend. Wie ein kleines, in einem etwas zu weitem Fell steckendes Männchen springt das Wesen verspielt daher, als bereite ihm seine Nahrungssuche Vergnügen. Unglaublich wach wirkt es. Das ist kein putziges Stofftier! Seine Bewegungen sind anmutig, genau bedacht, verblüffend angemessen und vernünftig. Der buschige Schwanz des abenteuernden Wesen scheint nicht nur seinem Gleichgewicht zu dienen, sondern auch seine Stimmungen auszudrücken, mal wippend gestreckt beim Laufen, dann verharrend aufmerksam aufgerichtet, auch freudig hin und her winkend oder aufgeregt auf und ab klopfend, vor der Flucht für einen Augenblick erstarrt in erschrockener Verrenkung. Nun waren sie beisammen, das Dunkle und das Helle, und trieben gemeinsam ihr Unwesen. Entlang der Enden der Scheite auf und nieder tanzend schauten sie sich nach einander um, hüpfen frohgemut hinter- und umeinander her, als wären sie inmitten ihrer wachen Aufmerksamkeit berauscht. Wovon doch gleich? Ihre Augenblicke könnten ohne Grauen andauernd wiederkehren. Auch wenn am Abend das dunkle oder das helle Wesen ein Auto zerquetscht, es der Fuchs zerreißt, ein mutwilliger Knaben ab-

knallt, im kommenden Sturm ein fallender Ast erschlägt: es war gut und ist somit vollkommen. Mehr noch, zu jedem ihrer Augenblicke könnten beide sagen, wenn sie Sprache und dergleichen nötig hätten: wohlan, noch einmal. Ein Schwalbenschatten huschte an der Schulter des Spaziergängers vorbei, jagte in gewagten Schleifen über die Weide, schwang hin und her, schoß davon. *Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer*, heißt es, *sind es aber zwei*, kommt Freude auf. Sie sammelten sich bereits auf den Stromleitungen, ihr Abflug stand bevor. Ihre beschwingte Jagd über den Weiden war nur noch Spielerei, denn längst war ihre Brut ausgeflogen. Zwischen den kleinen Gruppen auf den Stromleitungen klafften große Lücken, denn nur noch wenige Schwalben nährten sich im Land. Früher galten sie als Glücksboten. In einem der Dörfer lebte noch ein Mann, der seinerzeit, weil Schwalben in einer Ecke seines Schlafzimmers ihr lehmiges Nest zu bauen begonnen hatten, den folgenden Frühling & Sommer hindurch das Fenster offen gelassen hatte, um mit ihrem Ein- und Ausflug zu seiner Stube auch dem Glück Zugang zu gewähren. Aber schon die Generation vor der damals dort oben lebenden hatte damit begonnen, es aus der Gegend zu vertreiben. Als zu Lebzeiten der vorherigen Alten die Schwalben noch zahlreiche Gäste gewesen waren, zerstörten die Leute mit Stangen oder Besenstielen die in den Schutz ihrer Dachüberstände geklebten Lehmbugen. Denn dazumal bekamen sie, kaum waren sie aus dem größten Schlamassel herausgekommen und hatten ihre Häuser sauber verputzt oder verklinkert und sogar ihre Höfe gepflastert, absonderliche Flausen und wurden reinlich. Sie begannen sich erhaben zu fühlen und duldeten nicht mehr unnutzes Getier bei ihren Behausungen, angeblich um Dreck zu vermeiden. Sie begannen zu vergessen, wer sie waren.

Hinter dem Stacheldraht stolzieren kraftvolle Leiber auf ihren grünen Weiden. Jeden Frühling erscheinen sie wieder als wäre nichts gewesen in ihrem glatten, glänzenden, sauberen Fell, darunter wachsen Muskeln & Fleisch auf den Knochen wie dazumal und ehedem. Auch Kühe sind die späte Frucht des Äons einer Ewigkeit. Ebenso stand schon Odysseus itzt vor den selben leiblichen Ideen, sah die gleichen Gestalten, die waren seinerzeit um einiges kleiner, dann packte er sie, spannte sie vor den Pflug oder raubte sie zum Abendessen. – Wer weiß schon, wer in so einem Vieh steckt. Es wird doch nicht gleich Zeus sein? „Paß auf, daß du dich nicht verliebst“, witzelte der Indienpilger Charly, als Reinhard, im Bann der dunklen Mandelaugen einer Hellgescheckten von ihren ungewöhnlich langen, geschwungenen Wimpern zu schwärmen begann. *Wo es nichts zu bewundern gibt, geh weiter, wo das Wunder erscheint, verweile nicht*. Die beiden Spaziergänger setzten ihren Rundweg fort.

Unglaublich vernünftig sind Schafe. Ihre gemächlich weidenden Gemeinschaften gewähren Zuflucht. Bei ihnen schwinden Hast und unnutzes Gebaren. Überschwenglich tollten bloß die Lämmer über die Weide. Plötzlich rammen zwei, als hätten sie sich insgeheim verabredet, ihre Mäuler so heftig in den Euter des Muttertiers, daß sein Hinterteil stoßweise angehoben wird. Ein wagemutiges Lamm springt auf den Rücken einer sich sonnenden Schafin, um zu erproben, wie weit es sie necken darf. Aber die weisen Schafe kauen besonnen weiter und dulden jeden, der sich friedfertig zu ihnen ins Gras legt. Im Duft ihrer Herde darf man sich endlich wieder als geduldet, vielleicht sogar erwünscht erfahren. Man selbst ist doch auch ein Leben, das sein darf, wie es ist. – Auf einem schmalen Wiesenstreifen am Waldrand lagen sieben Schafe und kauten vor sich hin. Jedes von ihnen war schwarz. Sie bemerkten den Spaziergänger, folgten ihm aufmerksam mit den Augen, ließen sich aber von ihrem Beobachter in ihrem mittäglichen Behagen nicht stören. – Werden die schwarzen Schafe ebenso wie der müßige Wanderer von der uns umschließenden Maschinerie bloß eine Weile verschont? Sind die an den Rändern des Brauchbaren lebenden Wesen nur vorübergehend vom Verschwinden ausgespart, bis demnächst der Nutzen auch ihre Lebensräume durchdringt und die Zweckmäßigkeit sie verdrängt? Wohin? Oder werden die gemächlichen Gestalten wie eine allen Anfechtungen widerstehende Grundierung in ihren Winkeln und Nischen das aktuelle Getöse überdauern? Sind sie bloß Überbleibsel, die es demnächst nicht mehr geben wird, oder sollten sie widerstandsfähiger sein als der überbordende Betrieb? Jedenfalls werden die Krähen die aktuellen Umtriebe überdauern und wie ehemals im Nebel rufen, wenn die Dörfer dort oben verödet sind und längst kein Auto mehr durch diese Gegend fährt. Krähen halten klugen Abstand und bleiben sich trotzig gleich. Ausharrend bleiben sie nicht allein. Auch Rehe bekümmert längst nicht mehr der Autoverkehr, sie haben gelernt, den Straßenlärm von ihren Feinden zu unterscheiden und gehen eigensinnig ihrer Wege. Noch immer stromert der Fuchs über die Weide von Mauseloch zu Mauseloch auf der Suche nach Beute oder pirscht sich ins Dorf, um zu rauben. Oberhalb stehen Reiher auf der Weide und lauern Fröschen auf, Eichelhehre räubern im Gebüsch, immer noch flitzt ein Falke durch die Luft, Habichte und der prächtige Milan stellen den behüteten Hühnern nach. Man wird sie ebensowenig los wie Ratten, Mäuse, Siebenschläfer oder Marder, letztere finden bereits gefallen daran, die Kabel der Autos zu zernagen. Sittlich unerträglich. – Hinter der Hecke verborgen saßen im Garten übriggebliebene alte Männer zweisam beieinander. Erstaunlich, wie freundlich das Zwiegespräch der beiden öffentlichen Griesgrame klang. Sie sprachen langsam, ruhig, verständnisvoll und milde. Vereinzelt Worte von „Gebrechen“, „Ausklängen“, „Schatten“, „Tomaten“ drangen durch die Hecke, in deren Schatten sich stiekum er Spaziergänger hockte, um etwas von ihren Ge-

heimnissen zu erlauschen. Aber mehr als unzusammenhängende Worte waren von ihrer trauten Rede nicht zu verstehen. Die Motoren auf der Straße, den Feldern und in der Luft übertönen die deutlichen Worte der Alten. Dennoch klang ihre Rede zuversichtlich. – Im Spaziergänger wuchs die Gewißheit, daß nicht bloß Krähen, sondern auch schwarze Schafe und müßige Wanderer die überbordende Maschinerie überdauern werden. Das galt jedoch nur für die Gestalt, für die Individuen sah es schlechter aus, sie waren der brutalen Willkür der Maschinerie ausgesetzt und würden früher oder etwas später ihre Beute werden. Aber es gab hinter den Hecken, an den Waldsäumen, in Scheunen, Hütten oder Dachkammern parallele Welten. In ihnen konnte Einer sich verbergen, um sich auf eine Weile zu retten. Im unbrauchbaren Gebüsch am Ufer des Baches veränderte sich wenig, dort stand die Zeit nahezu still, während oberhalb auf der Fernstraße der endlose Verkehr toste. Von dem endlosen Tosen durfte man sich weder stören noch beirren lassen, man würde ihm ohnehin nicht entkommen können. Es war schon viel, ja das meiste gewonnen, wenn man Zugang zu einer Parallelwelt gefunden hatte. Denn das beste, was jene Zeit zu bieten hatte, waren Parallelgesellschaften.

Ponys sind etwas für Mädchen, allzu verzärtelt & launisch. Aber Esel sind handfeste Kerle mit klarem Charakter. Sie waren die besonderen Freunde des Spaziergängers. Jedesmal trat Fröhlichkeit in Reinhardts Herz, wenn er einen oder mehrere der Brüder auf einer Wiese sah. Man erkannte sich von weitem und rief sich Grüße zu: „Hallo!“ – „I-Ja!“. Der Esel bleibt selbstbewußt bei seiner Beschäftigung und kommt nicht dahergelaufen in der dumpfen Erwartung einer Nascherei. Wenn er dennoch an den Zaun trottet, dann aus Freundschaft, wie seine grauen Augen verraten, und damit man mit ihm spricht, sein rauhes Fell berührt und seine festen Ohren bewundert. Besonders beeindruckend ist sein klares, wohlgeformtes, verständiges Gesicht. – „*Wie wahr, wie schön!*“ räkelt der Esel sich in der Sonne. Da ist nichts hinzuzufügen.

Knirschend überholte den Spaziergänger ein Auto, aus dessen herabgelassenem Seitenfenster riefen zwei junge Frauen, beinahe noch Mädchen, nach ihren Pferden. Kaum war der Wagen abgestellt und ihm die beiden jungen Frauen entsprungen, liefen sie auf die Tiere zu, um sie zu umhalsten, als ob sie nach langer Trennung unversehens alte Freunde wiedersehen würden. Endlich war ihnen wieder der Rest der Welt gleichgültig. Noch zwei Wegbiegungen weiter hörte der Spaziergänger in seinem Rücken die beiden Frauen bei den Pferden jauchzen. Nach ausgiebigen Vorbereitungen schwangen sich die Mädchenfrauen endlich auf ihre Tiere, als dürften sie nun ewig reiten. Unvermeidlich war auf den Feld- und Waldwegen die Begegnung mit geruh-

sam dahertrottenden Pferden geworden, auf denen Frauen saßen und schwätzten. Selten ritt eine alleine daher, meist waren es zwei oder drei, bisweilen sogar vier oder fünf. Sie saßen auf klassischen Sätteln oder auf Westernsätteln oder auf einer Decke oder dem blanken Pferderücken wie eine Indianerprinzessin; jedoch war der Frauensattel gänzlich aus der Mode gekommen. Eingehüllt in warmen Pferdeduft schauten sie züchtig geradeaus, als sie den Fußgänger überholten. Er sah zunächst die braune, dann die schwarze Reithose um kräftige Frauenschenkel gespannt, dann Zöpfe im Einklang mit den Pferdeschweiften pendeln, schließlich über den runden Hinterteilen der Pferde deren kleinere Gegenstücke wippen. In jenem Winter, als die Felder und Wege durchgängig verschneit waren, galoppierte eine von Horizont zu Horizont einem Traumbild gleich. – Was zog damals das ewig Weibliche zum Pferd? Die unausbleibliche Enttäuschung einer die Wirklichkeit übersteigenden Sehnsucht? Gewährte das Pferd endlich die im Schatten männlicher Kraft und Schönheit vergeblich ersehnte Geborgenheit? Männlicher als ein Mann jemals sein kann, ist das Pferd. Nicht einmal im Traum kann es einer der Kerle mit des Pferdes mächtiger Brust, seinem starken Rücken, den kräftigen Beinen, von dem furchteinflößenden Glied ganz zu schweigen, aufnehmen. Und! Das muß das Weib faszinieren: das Pferd ist gezähmt, ein kleinwenig Druck genügt, um es zu führen, es läßt sich leiten, als könne Sie ewig darauf reiten. – Aber eigentlich war das Reiten bloß der kleinste Teil der Pferdehaltung, ihr Höhepunkt, hätte ein Außenstehender meinen können. Denn hauptsächlich ritten die Frauen gar nicht, sondern putzten, pflegten, fütterten, striegeln ihre Tiere, sie besorgten, kauften, verkauften, tauschten entsprechendes Zubehör, vorher und nachher und währenddem redeten sie über ihre Pferde. Irgendwie war das Pferd jeder Frau immer ein ganz besonders toller Kerl. Dabei war es gleichgültig, ob ein Pferd schön, gelenkig, besonders willig, fügsam oder störrisch oder geschmeidig, hübsch und eigenwillig, verspielt oder stolz oder etwas schäbig war, auf jeden Fall war es immer ein echter Charakter, dabei natürlich außergewöhnlich einfühlsam. Untereinander rivalisierten die Pferdefrauen durch ihre Tiere: wer hat den schönsten, besten, klügsten, schnellsten usw. Mit dem Pferd hatte frau ein Thema. Ihr galt das Pferd nicht als Arbeitstier mit bestimmten Qualitäten, sondern als ein Zweck an sich selbst. Die Entdeckung des Pferdes durch das Weib, so behauptete eine leidenschaftliche Reiterin, bezeichne nach dem jahrtausendelangen Mißbrauch, ja der Mißhandlung dieser Kreatur durch den Mann, den Beginn einer neuen Epoche des Glücks, des Friedens, der Eintracht und gelingender Lebensentwürfe.

Vereinzelt sind in der Landschaft immer noch Gärten zu sehen, die zum Verweilen einladen. Sorgsam umschlossen von einem niedrigen Zaun liegt inmitten einer Weide oder Neubausiedlung körnige Erde, durchwirkte Beete

für Gemüse, Salat, Stauden, Blumen, sogar einige Bohnenstangen ragen auf. Das Ackergerät steht griffbereit in einem offenen Bretterschlag, daneben die Tonne, um ablaufendes Regenwasser zu sammeln. Gleichgültig zu welcher Jahreszeit, auch und besonders in der Winterruhe strahlen diese überschaubaren Gehege bleibende Ordnung, Vernunft und Lebensverbundenheit aus. Obwohl sich der Betrachter auf diese schmalen Inseln im Strom ebensowenig retten kann wie in die verlorene Heimat der Kindheit, tut es ihm wohl, an ihren Zäunen innezuhalten, um mit Blicken ihren Abglanz in sich aufzusaugen und mitzunehmen in den Strudel der Zeit. Es gibt also Menschen. Manchmal ist auch er zu sehen, der alte Mann, der seinen Garten bestellt. Verwildert übers Jahr einer dieser Gärten, ist der Alte wahrscheinlich gestorben.

Hinter einem Gebüsch blitzt es. Blüten der Natur! Mädchen sonnen sich auf einer Terrasse, die jungen Frauen bereiten sich auf die Empfängnis vor, sie machten sich lecker, damit man gerne in ihnen zeuge. – Landläufig, wird gesagt, beschränken sich die Menschen darauf, Kinder zu zeugen, aber es könnten auch schöne Lebensformen sein und, später, schöne Ideen. Die haben jedoch meist einen langen Bart.

Ob dort unten am Flußufer neben der Fernstraße, ob über das Gelände eines Hausboots gelehnt oder an einem Baggersee, Angler gehören zu den bleibenden Gestalten, denen man seit je allerorts begegnet. Auch in der Gegend dort oben standen sie längst nicht mehr einsam im Schatten am Bach, sondern umlagerten zahlreich die extra für sie angelegten Teiche, in denen Fische ausgesetzt worden waren, die nach dem Fang bezahlt werden mußten. Es fehlte nicht viel, und man hätte die angelnden Freizeitvergnügler für Spinner halten können, aber bei nochmaligem Hinschauen wirkten sie annähernd so angenehm und vernünftig wie eine Herde Schafe. Statt auf einem Fleck einzeln oder zweisam, jägermäßig ausstaffiert, gekrönt mit abenteuerlichem Sonnen- oder Regenhut, rauchend oder Brot knabbernd, den Köcher nebst Bierflasche zuhanden im Campingstuhl am Ufer zu lümmeln und auf das Anbeißen ihres Abendessens zu warten, könnten die guten Leute sich weitaus widersinniger verhalten und im endlosen Konvoi über die Autobahn fahren.

Auf den Wegen oder Wiesen, in den Gärten oder an den Teichen waren Lieder so gut wie nie zu hören. Wie gesagt, damals herrschten die Motoren, deren Lärm mitunter durch maschinenmäßig fabrizierte Klänge ergänzt, fortgesetzt und übertroffen wurde. Jedoch in stillen Momenten erinnerte den Spaziergänger an der Dorfausfahrt bei der Kapelle das Rauschen des Lindenbaums an ein samt dem dazugehörigen Volk verlorengegangenes Lied. Demnach stand „*Am Brunnen vor dem Tore*“ vormals „*ein Lindenbaum; Ich träumt*

in seinem Schatten so manchen süßen Traum...“ Das muß gewesen sein, bevor es auf den Dörfern Wasserleitungen gegeben hatte. Jene merkwürdige Vergangenheit samt dazugehöriger Holzbank war aus Gründen der öffentlichen Ordnung bereits vor Generationen beseitigt worden. Aber schon ehe- dem, als Holzbank & Lindenbaum noch an ihrem Platz standen, bedrückte den Sänger Abschiedskummer, denn auch er mußte wandern hinaus und vorbei in die Nacht. Und der Linde *„Zweige rauschten, als riefen sie mir zu: Komm her zu mir Geselle, hier find'st deine Ruh.“* Die im Lied erklingende Sehnsucht nach Geborgenheit unter der schattigen Linde erwacht in der Geschichte der Völker und im Leben der einzelnen Menschen erst, wenn sie altern. Denn Anfangs tollten sie frisch und unbedacht drauflos, sind sie jugendfroh stark und fühlen sich noch stärker. Der erste, unbeschwert besungene Lindenbaum stand natürlich nicht vor einem Tore in der Mauer, sondern vor dem Wald auf der Heide und bezeichnete einen Ort gelungenen Lebens: *„Únder der linden / án der heide. / dâ únsér zwéier bette was, ... / vor dem walde in einem tal, / tándáradéi, / schône sanc diu nahtegal“.* Dergleichen vorbeirauschendes Glück stimmt nachträglich wehmütig. Vom Alter gebeugt verleugnete sogar der Sänger von der Vogelweide seine Jugendtollheiten: *„diu heide rôt, der grünene walt, / der vogellîn sanc ein trurig ende hât, / darzuo der linde / süeze und line.“* Als der Lindenbaum noch vor dem Tor am Brunnen stand, war bereits Wesentliches vergangen, das erinnernd ersehnt werden mußte. Weil in *„des Lebens labyrinthisch irrem Lauf“* bereits so viel entschwunden war, trauerte auch des Volkes größtes Lied um jene *„schwankenden Gestalten, / Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt“*, und beschwor die *„Bilder froher Tage, ... Gleich einer alten halbverklungenen Sage ... erste Lieb und Freundschaft ...Schmerz...“* – Wo sonst, wenn nicht unter dem Lindenbaum könnten wir den süßen Schmerz der Bindung an den Zauber vergangenen Lebens, an die Macht jener aus erster Lieb und Freundschaft gewobenen Welt suchen? Deshalb zieht es aus der unübersichtlich dahineilenden Zeit in den Stätten einer ganz anders gearteten Welt viele von ihren Kämpfen ermattete Menschen zurück an den heimischen Lindenbaum, um in seiner Rinde etwas von dem wiederzufinden, was es nicht gibt. Denn statt unter der Linde versammelt gemeinsam zu wachsen, verbrachten die Leute ihre Zeit in Blasen, die endlich platzten. Zu lange kämpfte Einjeder für sich allein, um sich nach den einsam geschlagenen Schlachten in irgendeine heimische Geschichte wieder hineinfecten zu können. Zu spät wurde begriffen, daß die im Betrieb der geschlossenen Räume verbrachten Jahre alles andere als die Besten waren. Sondern jene entschwundenen waren die Besten, in denen die Welt so taufrisch & verheißungsvoll erschien, daß sie wert war, mit unbeschwertem Ernst, verzweifelt heiter & hoffnungsfroh rundum begehrt zu werden. So klar und eindringlich wie vormals werden wir ihre Schönheit nie wieder empfinden. Wir sind der

Welt verlorengegangen. Durch unsere löchrige Erinnerung spuken bloß noch einige fragwürdige Fragmente besserer Jahre. Was wurde seither aus uns? Was haben wir verpaßt? Was hatten wir ersehnt? Zogen wir einst nicht alle aus, *um Blumen zu brechen auf der lichten Heide*? Mittlerweile wurde der Waldsaum ein Gebüsch und der Brunnen ist mitsamt dem Tor verschwunden. Der Lindenbaum wurde selbstverständlich gefällt, wo er stand ist nun ein Parkplatz. Wo werden wir nun Halt finden in *des Lebens labyrinthisch irrem Lauf*? Wo werden wir uns wiederfinden? – Doch soll es Waldungen geben, die bleiben auch nach der Rohdung.

*

Mittwoch, 22. April 2009